

WIR HUNGERKÜNSTLERINNEN

THEATER ARCHE

www.theaterarche.at



Ein Stück von Jakob Kavín

WIR HUNGERKÜNSTLER

THEATER ARCHE

Die TheaterArche ist ein offenes Theater als Spiegelbild einer offenen Gesellschaft, ein Theater das den raschen gesellschaftlichen Wandel im Wien des 21. Jahrhunderts widerspiegelt.

Unser Ensemble umfasst zur Zeit Bühnenprofis aus Brasilien, Palästina, Israel, Uruguay, Rumänien, Tschechien, Polen, Serbien, Deutschland, der Türkei und Österreich. Die Ensemblestrukturen sind aber nicht speziell auf ein multikulturelles Ensemble ausgerichtet, es wird grundsätzliche menschliche Inklusion angestrebt. Wir wollen Heute Ensemblestrukturen etablieren die in einigen Jahren hoffentlich auch an Staatstheatern denkbar sein werden: Wir wollen gängige und von der Realität überholte Sehgewohnheiten brechen. Die TheaterArche strebt möglichst bald die Bespielung eines festen Hauses an um diese offenen Ensemblestrukturen in einem professionellen Rahmen zu etablieren und zu institutionalisieren.

Die TheaterArche ist außerdem immer offen für inhaltliche wie strukturelle Kooperationen und versteht sich als unabhängige Plattform zur Künstlernetzung und Kunstproduktion, über alle gesellschaftlichen und kulturellen Gräben hinweg.

Wir Hungerkünstlerinnen. Wir Hungerkünstler.

Ein hungriger Schriftsteller irrt durch die Stadt. Der Hunger treibt ihn bis an den Rand des Wahnsinns, er erobert seine große Liebe, verliert sich in Phantastereien, begegnet Hungerkünstler_innen wie Vincent Van Gogh und entführt Dank seines erzählerischen Talents seine Mitmenschen, sich selbst und das Publikum in unentdeckte Welten.

In den Hauptplot eingewoben sind aktuelle, recherchierte Ereignisse und Erlebnisse aus der Wiener Künstlerszene, die diesen interdisziplinären Theaterabend zu einer schonungslosen Bestandsaufnahme machen.

Ein Stück von Jakub Kavin

Eine TheaterArche Produktion



Wir Hungerkünstlerinnen. Wir Hungerkünstler.

Jihad AL-Khateeb	Mahmud Darwish
Anna Anderluh	HANS
Nika Brettschneider	Nika Brettschneider
Fabio Coutinho	Hanswurst
Heidi Fial	am Kontrabass
Natalia Fonta	Frida Kahlo
Julian Gamisch	Ludwig van Beethoven
Shay Haimovitz	Absalon
Sarah Caroline Jakobsohn	Frau
Bernhardt Jammernegg	Hamsun 2
Julia Jellen	Chor
Jakub Kavin	Hamsun 1
Ludvik Kavin	Ludvik Kavin
Iveta Kocifajová	Marta Kubišová
Elisabeth Kofler	Romy Schneider
Bozena Wanda Kunstek	Diva
Andreas Lechner	an der Gitarre
Uwe Mauch	Uwe Mauch
Nagy Vilmos	Mephisto
Christine Nemeth	Niki De Saint Phalle
Miriam Papst	Mrs. M.
Sandra Pascal	Jessica Grote
Monica Sandulescu	Nadia Comaneci
Katarina Scekcic	Vaclav Nižinski
Johannes Scherzer	Vincent Van Gogh
Cornelia Scheuer	Ylajali
Florian-Raphael Schwarz	Hamsun 3
Sonja Sommer	Clara Schumann
Bianca Tschaikner	Bianca Tschaikner
Hilal Uysal	Widerstandskämpferin
das Stimmgewitter Augustin	das Stimmgewitter Augustin

Konzept, Regie, Dramaturgie, Produktion und Fotos: Jakub Kavin

Co-Regie und Ausstattung: Natalia Fonta

Texte von: HANS, Thyl Hanscho, Jakub Kavin, Nagy Vilmos, Hilal Uysal und zahlreichen mehr oder weniger berühmten (Hunger-)Künstlern

Choreographien: Fabio Coutinho, Wsewolod Emiljewitsch Meyerhold,

Nagy Vilmos, Katarina Šćekić, Cornelia Scheuer

Musikalisches Ensemblecoaching: Julian Gamisch

Musik: Roumen Dimitrov, Heidi Fial, Andreas Lechner und das Stimmgewitter Augustin

Tonmischung: Roumen Dimitrov, Adriana Milanova

Technik: Andreas Zemann

Technische Assistenz: Shay Haimovitz

Programmheft: Thyl Hanscho, Sarah Caroline Jakobsohn, Jakub Kavin,

Franziska Koger und Nagy Vilmos

Grafik: Shirin Kavin

eine TheaterArche Produktion

Da diese Produktion das Künstlerprekariat widerspiegelt müssen wir dem Publikum 2 Ankündigungen machen:

1. Das Stimmgewitter Augustin wird am 21.10. Nicht Teil der Aufführung sein können, da sie zeitgleich einen Auftritt in der Arena haben. Stattdessen wird an diesem Abend Bernhardt Jammernegg die Stimmgewitterlieder auf seine ganz persönliche und unnachahmliche Art interpretieren.
2. Bianca Tschaikner, die unsere Aufführungen zeichnerisch einfängt, wird dies - Dank anderweitiger Verpflichtungen - nicht an jedem Abend tun können.

Im Anschluss an die Vorstellung

The Ghost And The Machine

Wir Hungerkünstlerinnen. Wir Hungerkünstler.



Eine Gruppenausstellung begleitend zum Stück mit Werken von
Urban Grünfelder, Shirin Kavin, Karl Killian, Hermann Kremsmayer,
Ina Loitzl, Christiane Spatt, Bianca Tschakner, Irene Wölfl



Illustration von Bianca Tschaikner

Hungerkünstler?!

Eine Recherche von Jakob Kavin



Screenshot aus dem Videointerview

Was assoziiert Du mit dem Wort Hungerkünstler?

Manuel Rubey: Kafka. Und dann ist das natürlich auch ein Begriff, den man, wenn man in unserem Beruf ist, auch von Onkel und Tanten, oder Großeltern oder Bekannten um die Ohren geschmissen bekommt, am Anfang. Und wenn man was Positives finden will, ist das auch sowas wie eine Reduktion aufs Wesentliche.

Erwin Leder: Jemand, der wirklich hungert, und zwar aus Überzeugung, insofern, dass er sich nicht billig an ein System verkauft, weil er überzeugt ist von seiner Anschauung.

Das ist diese eine Sorte Mensch, die ein straightes Leben haben und sich's nicht leicht machen, weil sie eben dem System etwas entgegen stellen möchten. Nicht aus unsinnigem Protest, sondern aus Überzeugung, dass die Dinge eine Art Gerechtigkeit annehmen müssen.

Joesi Prokopetz: Hungern als Kunst ist mir eigentlich, muss ich ehrlich sagen, fremd. Mit Hungerkünstler assoziiere ich halt Künstler, die nicht viel verdienen. Die nicht engagiert werden, die aber ihrer Kunst deswegen nicht den Rücken kehren, sondern bei ihr bleiben und sie weiter ausführen und dabei nicht viel verdienen. Die also, so wie man sagt, arme Künstler sind.

Franzobel: Naja, das erste was mir einfällt zu „Hungerkünstler“ ist natürlich die Kafka-erzählung. Das zweite ist wahrscheinlich dieses Gefühl, dass alle Kunstschaffenden oder sehr viele Kunstschaffende immer an dieser Grenze zur Existenzmöglichkeit leben, weil man natürlich Phasen hat – auch als „etablierter Künstler“ - wo man mal mehr und dann wieder weniger verdient. Einerseits weiß ich, dass ich die besseren Arbeiten schreibe, wenn ich wenig Subvention bekomme, wenn ich bemerke, jetzt ist wirklich diese existenzielle Bedrohung da, andererseits ist es aber natürlich sehr nervenaufreibend. Das ist für mich auch die Gespaltenheit bei diesem Thema. Aber es ist ja auch bewiesen: Je näher man am Existenzminimum dran ist, umso kranker wird man, umso ungesünder ist auch das Leben. Die reicheren Leute die leben gesünder, automatisch.



Franzobel (Schriftsteller)

Cornelius Obonya: Natürlich der typische Maler, der malt, weil er malen muss, damit kein Geld verdient und vielleicht zwei Freunde hat, die ihm was abkaufen, mehr oder minder fürs Butterbrot, und der dann unter Umständen das Glück hat, dass er 30 Jahre nach seinem Tod von einem Galeristen so entdeckt wird, dass vielleicht noch sein unehe-liches Kind Tantiemen davon bekommt. So ist die Generalvorstellung. Aber jeder Künstler ist zu respektieren, der Dinge tut, weil er sie tun muss. Ich behaupte mal, wenn er sie wirklich aus einem vollkommenen inneren Bedürfnis tut, und nicht um etwas zu erreichen, oder um in ein Establishment zu kommen, dann wird es irgendwann einmal funktionieren.



Manuel Rubey (Schauspieler)



Erwin Leder (Schauspieler)

Hermann Kremsmayer: Eines muss man beim Thema Hungerkünstler schon sagen: In Österreich verhungert bis jetzt niemand. Es wird nicht gerade ein Künstler der erste sein, der in Österreich verhungert. Das heißt, es gibt also offensichtlich Wege, wie die Künstler sich das richten können.

Die Selbstaussbeutung ist natürlich Gang und Gebe. Wobei man dem Künstler ja unterstellen kann, dass er das selbst sogar will, dass er sich ja darauf einlässt, sonst kann er nicht Künstler sein.

Und du wirst ja überhaupt nur Künstler, wenn dir etwas fehlt, wenn du unzufrieden bist. Ein rundum zufriedener Mensch, der sich wohl fühlt, warum sollte der? Es muss ja etwas kochen in einem. Da muss ein Mangel sein. Der Mangel kann als Fülle, als große Idee daher kommen, aber es muss etwas fehlen, glaub ich, sonst wirst du zum Beamten, der etwas erfüllt.



Hermann Kremsmayer (Maler)

Thomas Hüttl (Koch)

Thomas Hüttl: Da steckt auf jeden Fall mal der hungernde Künstler drinnen. Künstler vielleicht als Synonym für jemanden, der sich sein Brot auch wirklich verdienen muss. Das muss zwar jeder, aber der Künstler steht für den freiberuflichen Beruf schlechthin.

Die Figur des Künstlers auch einfach als der Notsuchende, der sich jedes Mal drum kümmern muss, mit seiner Kreativität sein Essen zu sichern.

Hunger steht für mich einfach für das Existenzminimum, für „Sich Sorgen machen um die Existenz“. Hoffentlich nicht um das tägliche Überleben, aber das gibt's natürlich auch. Was esse ich heute und wo krieg ich das her? Das sind dann Leute, die dann wirklich auf der Straße leben.

Angelika Niedetzky: Wenn ich das Wort „Hungerkünstler“ höre, denke ich lustiger Weise an meine Eltern, die gar nicht wollten, dass ich in diese Branche einsteige, jemals. Da fiel dann, als ich mich heimlich für die Schauspielschule angemeldet hatte - was meine Eltern nie erlaubt hätten, und dann auch genommen wurde, oft das Wort „brotlos“ und „Hungerkünstler“. Vielleicht auch nicht ganz zu Unrecht, weiß ich jetzt aus Erfahrung. Ich würde mir bei meinen Kindern wahrscheinlich auch Sorgen machen, wenn die jetzt daher kommen und sagen, sie wollen das machen. Es ist so viel Glück dabei und so viel Zufall, es ist eben nicht nur Können und Talent. Aus meiner eigenen Erfahrung kann ich nur sagen, ich kenne alle Höhen und Tiefen in der Branche. Also, „alle“ stimmt jetzt auch nicht. Ich bin kein Hollywood-Star und habe auch nie Millionen verdient damit.

Claudia Kottal: Es ist ein sehr brennendes Thema, weil es immer schlimmer wird. Also es war einmal angeblich viel besser, und beim jetzigen Stand regen sich auch alle auf, nämlich dass die Kunst viel zu viel Geld bekommt.

Maria Radutu: Mein erster spontaner Gedanke ist Van Gogh. Der erste wirklich berühmte Hungerkünstler. Wahrscheinlich assoziiere ich ihn auch deswegen, weil ich seine Biographie gelesen habe mit 12. Ich war total beeindruckt, dass er dennoch nicht aufgegeben hat.

Eine Geschichte aus dieser Biographie war, dass er mit einem berühmten Maler damals, der sehr wohlhabend war, gesprochen hat, und dieser meinte: „Ich könnte dir Geld geben, aber du musst Hunger haben, weil im Hunger findet deine Kreativität statt. Sonst könntest du nicht so malen. Man muss zerrissen sein und dafür brennen, das zu machen.“ Worauf Van Gogh ihn gefragt hat: „Naja, aber du bist reich, also wie geht sich das aus?“ Der wohlhabende Maler antwortete: „Ich kann es mir sehr gut vorstellen, wie das ist.“ - Ist zwar gemein, aber irgendwie ist mir die Stelle im Gedächtnis geblieben. Ich glaube, dass der Künstler oft durchaus mit diesen Existenzproblemen assoziiert wird.

Martina Poel: Die Gleichung schlechthin. Hunger ist gleich Künstler, Künstler ist gleich Hunger. Also das ergibt für mich einfach absolut Sinn und spiegelt eigentlich auch breite Teile meines Lebens wieder.

EsRap: Künstler, die für ihre Kunst wenig oder kaum was bekommen.



EsRap (Rapperin)



Margareta Ferek-Petric (Komponistin)

Margareta Ferek-Petric: Es fällt mir Kafka ein. Aber im praktischen Leben eigentlich jeder Künstler, egal aus welcher Sparte. Das erste, was man mit Kunst verbindet, ist Hungerarbeit, dass sie nicht gut bezahlt ist.

Hubsy Kramar: Es ist ein sehr nebeliger Begriff. Wenn man wirklich hungert, dann ist man wie ein Tier. Dann ist alles andere ausgeschaltet. Beim Hunger bist du absolut Outcast. Ökonomische Bedingungen: Zero. Daher war der Begriff für mich immer schwierig. Hunger ist für mich eine ganz bittere Situation. Du hast nichts, keinen Fressnapf, nichts. Die Leute treten auf dich. Nichts.

Unter „Künstler“ habe ich mir, als Kind, junge Prinzen vorgestellt, die fechten und in der Welt herumreiten.

Für mich sind Künstler auch Lebenskünstler; die, die sich befreien von einem immer schon autoritären Staat, die Welt der Mörder hinter sich zu lassen in einen utopischen Raum hinein.

Hast du dich schon mal als Hungerkünstler gefühlt?

Margareta Ferek-Petric: Ja, sicher. Und ich nehme an, ich werde mich wieder so fühlen. Ich glaube, das Leben als Künstler ist einfach sehr unbeständig, und das unvermeidlich

ist, dass man sich so immer wieder fühlt, und ein Glück, wenn man sich immer wieder so nicht fühlen muss.

Wenn es rein ums Komponieren geht, gibt es immerhin sehr coole Ensembles, Instrumentalistinnen, die sehr großes Interesse an zeitgenössischer Musik haben, und auch Stücke bestellen. Sie bemühen sich auch sehr stark, diese Musik dem Publikum näher zu bringen und dass sie wie selbstverständlich im Programm landet.

Das Komponieren ist ein Job, der sehr viel Alleinsein und sehr viel Aufmerksamkeit, nach Innengekehrtheit verlangt. Und es ist nicht so, dass man 10 Stunden – von acht bis sechs – durcharbeiten kann. Es ist ein ganz anderer Prozess von „sich selbst öffnen und zu machen“, das bedarf sehr viel Zeit, und auch Energie. Nur, und das trifft wahrscheinlich auf andere Künstler auch sehr stark zu:

Ein Großteil dieser Arbeit, die wir machen ist eigentlich unbezahlbar.

Hubsy Kramar: Hunger in dem Sinn, dass ich Schmerzen hatte und durch dieses Trauma ein Leben lang hungern werde, weil es so furchtbar ist, das habe ich nie gehabt. Ich bin in einer glorreichen Zeit geboren. Das gab's in der Geschichte noch nie. Ein so langer Frieden mit Zahnarzt, Waschmaschine, Pille, Staubsauger, freie Bildung, Vollbeschäftigung und sowas wie einem Demokratieverständnis. Und mit einer Sozialpartnerschaft, die wirklich eine war.

Ich habe Hunger nach Gerechtigkeit. Aber das ist in unserer Gesellschaft sowas wie ein genetischer Defekt. Du wirst als Gutmensch beschimpft. Hunger nach einem Miteinander, nach sozialer Vernunft in dieser absolut idiotischen und politisch in den Abgrund zu steuernden Welt. Hunger nach der Liebe, das erlebe ich bei all der Einsamkeit um mich herum.

EsRap: Ja, ich fühl mich auch manchmal als Hungerkünstler, aber ich liebe meine Kunst so sehr, dass mich diese Liebe befriedigt. Aber wenn wir davon sprechen, ob wir in Österreich von der Kunst leben können, muss ich sagen, kaum oder sehr schwer, weil jene Szenen, die dich anziehen oder wo unser Herz uns hinzieht, das sind auch Branchen, wo sie wenig oder fast kaum Kohle haben.

Wir wollen den Flüchtlingen helfen, wir wollen zu mehr Menschenrechten verhelfen. Wir wollen verbinden und Kunst mit ihnen machen usw.. Aber dann müssen wir halt von uns etwas bieten und nicht erwarten, dass jetzt Kohle kommt. Aber da stellt sich auch die Frage: OK, ich spende so viel Zeit dafür, meine ganze Kraft, und mach das aus Liebe, aber wovon kann ich dann leben?

Erwin Leder: Zu Beginn meiner Karriere habe ich das Glück gehabt, sehr viele Filme machen zu können, und war damals weniger am Theater. Als dann die Filmengagements vorbei waren, weil ich das Pech hatte, als Typecast nur in einem gewissen Genre besetzt zu werden, habe ich erst angefangen, Theater zu lernen, in der Praxis. Da gab's dann halt Landesbühnen und kleine Bühnen in Wien, wo ich dann gelernt habe, dass die Bühne nun wirklich der Boden ist für das alles.

Damals hat man aber natürlich noch viel besser bezahlt, und ich hatte ein Riesenglück. Ich hatte mir in der Filmszene inzwischen einen gewissen Namen erwirtschaften können. Auch wenn ich Typecast war, man wusste, wenn der besetzt wird, dann ist das eine super Sache. Dann wird man auch besser bezahlt. Das ist halt so. So habe ich mich ganz gut über die Runden gebracht. So richtig gehungert, als Künstler, habe ich eigentlich erst mit Beginn der 2000er Jahre, als die Dienstverträge auf den Bühnen immer mehr verschwanden.

Angelika Niedetzky: Ich habe nie wirklich gehungert. Ich bin einfach wahnsinnig dankbar dafür, dass immer irgendetwas daher gekommen ist. Auch wenn es manchmal Durststrecken gegeben hat, weil ich mich zwischen zwei Sachen entscheiden musste, wobei eine Sache, die lukrativere, noch offen war. Man hat gehofft, die würde etwas werden, und hat dann der anderen abgesagt. Und dann ist aus beiden nichts geworden. Das kenne ich schon auch.



Angelika Niedetzky (SchauspielerIn, Kabarettistin)

Das ist jetzt ein paar Jahre her, und zu der Zeit konnte ich auch nicht so gut mit Geld umgehen, wie heute. Das habe ich erst lernen müssen über die Jahre. Man kann mitunter recht schnell Geld verdienen, weil man irgendwo 15 Drehtage hat. Und dann ist aber wieder nichts. Damals war das echt hart. Man hat seine Fixkosten, man hat seinen Standard, den man gewohnt ist, was immer der jetzt bedeutet. Wie gesagt, ich lebe jetzt nicht im Luxus, aber damals habe ich echt Sorgen gehabt, dass ich mir die Miete oder das Auto leisten kann und habe bei einigen Dingen zurückschrauben müssen.

Hermann Kremsmayer: Fördersysteme waren früher besser, das ist keine Frage. Jetzt gibt es das „Sponsoring“. Das gab's früher auch, nur hieß es anders. Da wurde einfach direkt ein Bild gekauft, also ein Gegenwert war da. Jetzt ist es Sponsoring, wo der Künstler auch was geben muss. Das ist meiner Meinung nach überhaupt kein Sponsoring, sondern ein Geschäft. Es ist aber auf jeden Fall schlechter geworden. Auch Firmen ziehen ein bisschen zurück, weil die können auch nicht mit der einen Hand Gehälter drücken und mit der anderen Bilder aufhängen.

Als Künstler muss man schon auch auf die Leute zugehen, mit seiner Kunst hausieren gehen, auch wenn die sagen: „Ach komm, hör auf!“ - Es geht doch, man kann sich schon durchsetzen. Man muss sich halt die Leute suchen. Das ist etwas was man lernen muss. Ich habe das auch lernen müssen. Ich war viel zu schüchtern. Du musst frech sein, aber auch die Höflichkeiten beherrschen. Du musst auch dem Affen Zucker geben, wenn er es will.

Franzobel: Seit ich Kunst mache, oder eigentlich schon bevor ich damit angefangen habe, hab ich immer Angst gehabt, irgendwann auf der Straße zu landen und obdachlos zu sein, und so überleben zu müssen.

Prinzipiell haben wir in Österreich ein sehr gutes Literaturförderungsmodell. Es gibt auch für junge Leute Möglichkeiten, sehr schnell durch das Schreiben überleben zu können, weil es sehr viele Stipendien gibt. Nachwuchsstipendien, Verlagsförderungen.

Man kann relativ schnell Bücher publizieren. Die Möglichkeit, auch als unbekannter Autor diese 1000/ 1500 Euro einzunehmen, sodass man halt überlebt, ist in Österreich sicher gegeben. Das Problem ist, sobald man 35 ist und aus diesen Nachwuchsförderungs-schienen rausfällt, wird's ein bisschen problematischer. Es gibt dann auch keine unbedingte Regelmäßigkeit im Einkommen.

Und dann gibt's eben auch diese Fragestellung für viele Leute: Geht sich das noch aus oder muss ich einem Brotberuf nachgehen?



Joese Prokopetz: Also, wie ich angefangen habe, so vor 40 Jahren, war ich schon eine arme Sau. Da bin ich ausgezogen von daheim, in eine Zimmer-Kuchl-Wohnung in der Ottakringer Straße mit Wasserklo am Gang und zum Waschen gar nichts. Da musste ich mit dem Lavoir nach draußen gehen und Wasser holen. Da habe ich mich aber recht wohl gefühlt.

Aber wie ich dann den Hofa geschrieben habe, ist für damalige Verhältnisse schon viel Geld hereingekommen. Und seit der Zeit habe ich wirklich das Glück gehabt, dass vieles was ich angefasst habe, was geworden ist und Geld gebracht hat im Laufe der Zeit, und mich bis zum heutigen Tage ernährt.

Martina Poel: Am Ende des Tages musst du einfach schauen, dass du das Brot nach Hause bringst für die Kinder. Du musst bis zu einem gewissen Grad diesen naiven kreativen Raum verlassen, und du musst in der heutigen Zeit total straight denken. Ich muss ganz ehrlich sagen, ich bin jetzt 42, und es gibt immer noch Momente, in denen ich meine Eltern anrufen muss: „Mama, kannst du uns aushelfen?“ Und das, obwohl ich arbeite.

Cornelius Obonya: Ich hatte das Glück von ganz Anfang an immer letztendlich in Brot und Arbeit zu sein. Es gab ganz andere Phasen – das geht für mich schon eher in Richtung Hungerkünstler: Wenn Sie sechseinhalb Jahre in Berlin wohnen, und Sie haben große Schwierigkeiten mit der Mentalität dieser Stadt damals als junger Mensch Anfang Zwanzig. Und irgendwann merken Sie, dass Sie innerhalb dieses Theaters gar keine Partner mehr Ihres Alters haben, mehr oder minder völlig allein auf weiter Flur sind, und dann kommen Sie drauf, dass Sie auch noch in einem Gagengefüge hängen, das 20 Jahre alt ist, wo die Preise - Anfang der Neunziger Jahre war das so in Berlin – durch die Wiedervereinigung der Deutschen dermaßen rasch gestiegen sind, dass Sie sich die Dinge einfach nicht so leisten können...

Ich hab dann den Fehler gemacht, über meine Verhältnisse zu leben – das ist wieder was anderes, meine eigene Schuld – nur, da können Sie sich ziemlich alleine fühlen. Und das geht dann auch in Richtung „Hungerkünstler“ auf eine Art. Es hat mir an nichts gemangelt, aber es war durchaus so, dass ich gemerkt habe meine Gage reicht ohne zweiten Job, z.B. Sprecherjobs, nicht mehr. Weil ich jetzt Mieten zu zahlen habe, die einfach über die Verhältnisse gehen.



Martina Poel (SchauspielerIn)

Cornelius Obonya (Schauspieler)

Claudia Kottal: Ich spiele seit 12 Jahren – also die ersten acht Jahre hatte ich keinen Anspruch auf Arbeitslose, weil ich immer unangemeldet gearbeitet hab. Es gab damals schon das Gesetz, dass man anmelden muss, aber die Theater konnten sich's nicht leisten, und die Behörden haben weggeschaut, sonst hätten die Theater schließen müssen.

Also ich hab lieber unangemeldet gespielt, als nicht gespielt. Aber man musste schon schauen, wie man durchkommt, und das ist ja etwas, das nie mehr weggeht, vor allem, je älter Du wirst. Da denkst Du Dir, was ist, wenn ich eine Familie gründe?

Manuel Rubey: Ich bin nach einem Jahr, ohne zu wissen wo es hingeht, arbeitslos mit schwangerer Frau vom Landestheater Linz zurück nach Wien gegangen. Und hab dann dort ein halbes Jahr Theater gespielt. Ich wollt immer zum Film, und hab endlos viele Castings gemacht, auch so entwürdigende Werbedinger, wo man fünf Stunden wartet, seine Zähne herzeigt und wieder geht –und irgendwann war diese Falco-Geschichte, aber wie viel Zeit da wirklich vergangen ist, das weiß ich nicht - subjektiv hat es sich natürlich ewig lang angefühlt.

Die Existenzängste sind immer wieder da. Ich habe recht früh entschieden, mir immer so Deadlines zu setzen, dass ich sag, bis da- und dahin muss ich damit so und so viel Geld verdienen. Deswegen hab ich so eine Antriebsfeder entwickelt: Ich habe irgendwie immer versucht nicht aus den Augen zu verlieren, dass man viel freier arbeiten kann, wenn man auch ein bissl Geld damit verdient. Noch dazu sind wir früh Eltern geworden.

Liege ich richtig, wenn ich sage,
du hast als Pianistin als Wunderkind gegolten?

Maria Radutu: Ja. Doch ich finde, das ist nicht unbedingt ein Kompliment. Es ist nicht etwas, worauf ich stolz war. Denn der Begriff Wunderkinder ist für mich mit Problemen verbunden, die spätestens in der Pubertät herauskommen, ebenso die Tatsache, dass sehr viele von ihnen ihre Kunst unter Druck machen. Viele haben danach den Sprung nicht geschafft diesen Beruf zu ihrem eigenen zu machen und eigene Entscheidungen zu treffen, eigene Wege zu gehen.

Wunderkind ist irgendwie ein Begriff, der von außen kommt, den man aber nicht selber spürt, der für mich mit mehr Negativem als Positivem zusammenhängt.

Du hast einige internationale Preise gewonnen.
Wie alt warst Du beim ersten?

Maria Radutu: Neun. Das war in Stresa in Italien am Ufer vom Lago Maggiore. Das war wahnsinnig schön.



Maria Radutu (Pianistin)



Joesi Prokopetz (Autor, Liedermacher, Kabarettist)

In deinem Kochatelier richtest du regelmäßig Vernissagen aus.
Wie geht es dir, wenn du diesen Künstlern begegnest?
Hast du oft das Gefühl, dass das Hungerkünstler sind?

Thomas Hüttl: Da ist eigentlich durchgehend zu beobachten, dass sie sich fragen, wie das Geld für das nächste halbe Jahr reinkommen wird, die Hoffnung, etwas zu verkaufen, auch hier im Studio - also, ich bin keine große Galerie, aber mir macht es Freude und Spaß hier Künstler zu unterstützen.

Bei den Künstlern ist das „Überleben“ schon jedes Mal ein Thema: Wie bewältige ich das nächste Jahr? Also nicht so nah am Hungern an sich, aber am sozialen Hungern.

Du hast jetzt an der Akademie der Bildenden Künste dein
Diplom gemacht. Was war das Thema?

EsRap: Das Thema war „Rap als Widerstand, Bildung, Kommunikation und Freiheit“

Wie überlebt man als Rapperin in Wien?

Kann man auf Konzerte und Musik verkaufen bauen?

EsRap: Die Leute, die Kohle haben, denen passt unsere Denkweise nicht, das ist halt so die Sache. Ich hab aber schon auch im Parlament ein Konzert gegeben, ich hab im Magistrat ein Konzert gegeben – gut bezahlt – die haben Kohle. Aber das kommt vielleicht ein- zweimal im Jahr vor.

Und wenn wir dort eingeladen sind, dann sind wir als Quoten-Türken eingeladen. Dann ist halt die Frage, wie verkauf ich jetzt meine Kunst. Will ich dort auftreten, wo die Leute wirklich wegen mir kommen und meine Musik mögen, oder geh ich jetzt dorthin, und erzähl, dass die Leute sich integrieren wollen. Sie verschmutzen die Musik sozusagen.

Ich hab das auch lange Zeit zugelassen, weil ich den Sinn dahinter nicht verstanden hab. Mir haben sie gesagt: „Ja, du bist eine superintegrierte Türkin, wow, komm und erzähl unseren Jugendlichen, wie sie sich integrieren sollen.“ Ich hab da mitgemacht, weil ich damals auch eine Jugendliche war. Ich war 17, 18. Für mich war Integration voll cool und leiwand, bis ich verstanden hab, was Integration eigentlich ist: Ein Machtverhältnis - einer bestimmt, wie der andere sein soll. Ich bin dann von dieser Szene weg, habe mich distanziert.

Man hört oft den Begriff „Staatskünstler“.
Gibt es den, den Staatskünstler?

Joesi Prokopetz: Das glaub ich nicht. Ich hör das ja auch. „Du bist a Staatskünstler!“ Nein, ich bekomme doch mein Geld nicht von einer Partei oder vom Staat, sondern je nachdem, wie viele Leute kommen, und sich das kaufen.

Franzobel: Letztlich sind alle oder fast alle Kulturschaffenden in Österreich Staatskünstler. Es gibt wenige Schriftsteller, die davon leben könnten, wenn es nicht eine staatliche Subvention gäbe. Es muss nicht direkt an die Autoren sein. Es gibt in Österreich sehr viel Kleinverlage, die alle nicht existieren könnten, wenn es nicht Verlagsförderungen gäbe. Veranstalter von Lesungen könnten diese nicht ohne Förderungen veranstalten. Würde man alle Subventionen streichen, gäbe es schon Theater, aber die würden halt nur Boulevard spielen. Die müssten halt lauter Dinge spielen, die sich dann rechnen. Es wird aber auch viel Geld verbraten. Wenn ich da zum Beispiel ans Musical denke.

Hubsli Kramar: Das Theater bewegt sich mehr und mehr auf diesen Geleisen absoluter Äußerlichkeit, das sich somit zynisch über die Kunst lustig macht. Das beste Beispiel ist ja auch die Geldverteilung in der Kunst. Wer hat, kriegt noch mehr. Dass so viel Geld zum Fenster rausgeworfen wird, statt es tatsächlich Hungernden und auch Hungerkünstlern zukommen zu lassen. Das ist für mich pervers. Das ist pornographisch. Damit hatte ich immer ein Problem.

Wir haben uns in einem Theater in Floridsdorf kennengelernt, da gab es 50 Euro pro Vorstellung und keine Probenpauschale.

Angelika Niedetzky: Es war ein Hungerlohn. Das war damals meine erste Produktion, unmittelbar nach der Schauspielschule. Ich war einfach wirklich froh, dass ich überhaupt etwas gehabt habe. Weil in meinem Jahrgang haben von zwölf Abgeschlossenen, glaube ich, acht erstmal nichts gehabt.. Da war ich schon mal glücklicherweise bei diesen vier dabei, die spielen konnten. Man will ja spielen.

Manche meinen, man darf da nicht mitmachen, weil man sich dem Lohndumping preisgibt. Eine andere Sichtweise ist: Na gut, aber zum Einsteigen macht's auch Sinn. Was ist deine Einstellung dazu?

Angelika Niedetzky: Also, da bin ich beim zweiten Modell. Was ich habe, habe ich, und bevor ich nichts habe, mache ich was. Und zwar immer und ausnahmslos.

Manuel Rubey: Ich finde das pauschal schwierig zu beantworten. Ich hab z.B. einmal als ganz Junger während der Schauspielschule bei den Wiener Festwochen ein Stück gemacht, wo wir 10 junge Menschen waren - immer auf der Bühne - und haben für 7 Wochen Probezeit plus 10 Vorstellungen 900 Euro bekommen. Wenn man sich das heute vorstellt, das sind die Wiener Festwochen, und wenn man sich ansieht, was der Hr. Castorf oder sonst jemand kassiert, da würd ich sagen: Leute, da muss man mindestens Aktionismus vorm Intendantsbüro machen. Wenn's jetzt eine kleine Gruppe ist, wo klar ist, da verdient niemand mehr, und wir wollen's aber trotzdem machen, da sag ich: Ja, klar!

Erwin Leder: Ich habe ja 1997 schon versucht im Rahmen der Gewerkschaft für Lohngerechtigkeit und Versicherungsgerechtigkeit zu kämpfen. Ich meine, wir wollen all diese Theaterlandschaft aufrecht erhalten. Kein Mensch hat Interesse daran, diesen bunten Reigen dramatischer Kunst - gerade in Österreich - in irgendeiner Form zu zerstören. Wir sagen halt einfach: Es ist unmenschlich, dass Menschen, die an einer Bühne arbeiten, oft nicht einmal unfallversichert sind, von Gesetzes wegen. Das kann in einer Zeit wie unserer doch nicht mehr sein.

Wie geht es Dir als Kunstproduzentin? Du hast vor ca. einem Jahr einen Verein gegründet: „Migrationshintergrund am Arsch“

Claudia Kottal: Ja, hab ich. Ich war sehr froh, dass ich eine Förderung bekommen habe. Wir hätten es einfach nicht gemacht ohne Förderung. Für mich allein, kann ich das noch leicht entscheiden, und sagen: OK, ich investiere jetzt drei Monate meines Lebens in dieses Projekt ohne Geld und schau, wie ich das finanziere, aber ich kann das nicht von einem Schauspieler erwarten

Du hast in den letzten Jahren ein tolles kreatives Projekt auf die Beine gestellt. Kannst du uns mehr darüber sagen?

Maria Radutu: Es heißt „Building bridges“ - wir machen Kurse für junge Flüchtlinge - wobei wir diesen Stempel nicht aufdrücken. Es müssen nicht nur Flüchtlinge sein, es ist viel integrativer. Wir bieten wöchentliche Kurse an, und das Ausschlaggebende ist: Alle haben das Ziel auf die Bühne zu gehen. Dieses Ziel verbindet, und es schafft Selbstvertrauen und Selbstbewusstsein.

Wir stellen auch keine Fragen. Wenn sie kommen, dann kommen sie. Wir versuchen einen Raum zu schaffen, wo es nicht wichtig ist, dass sie Flüchtlinge sind - wo sie einfach mal sie selber sein können, wo sie sich selber ausdrücken können unter der Leitung eines Trainers.

Und wie finanzierst du das?

Maria Radutu: Ich sitze viel vor dem Computer und am Telefon. Wir finanzieren uns rein aus Spenden, haben bis jetzt von offiziellen Stellen keinen Cent bekommen.



Claudia Kottal (SchauspielerIn, Produzentin)



Hubsi Kramar (Schauspieler, Regisseur, Produzent, Aktionist)

Hast du nicht zu Zeiten von der Stadträtin Pasterk probiert auch mit speziellen Aktionen zu deiner Gerechtigkeit zu kommen?

Hubsi Kramar: Die war lustig, die Pasterk. Ich hatte ein offizielles Gespräch bei ihr und ich habe mir gedacht, es reicht, ich nehm' einfach eine Puff'n mit und ruf einen Journalisten vom Falter an, er soll kommen. Ich habe ihm gesagt, dass etwas passieren wird, und dass er ständig die Kamera bereit haben soll. Also die Pasterk redet und sie redet und sagt: „Herr Kramar ich versteh euch junge Künstler nicht...“ Da habe ich die Pistole herausgenommen, und sie ihr an die Schläfe gehalten mit den Worten: „Frau Kulturstadtrat, so geht´s uns und so schaut's aus! Vielleicht verstehen Sie mich jetzt“. Das Foto durfte damals nicht erscheinen, weil die Stadt Wien auch beim Falter ihre Finger im Spiel hatte. Aber egal, das war für mich so eine Theater Direkt Aktion. Theatrale Aktionen in der Öffentlichkeit waren ja immer auch Teil meiner künstlerischen Arbeit in und an der Gesellschaft. Das Theater ist für mich eine existenzialistische Geschichte. Du bist Schauspieler, jeder. Ob der Pfarrer einen Pfarrer spielt, oder der Arzt den Arzt, der spielt auch nur eine Rolle. Ich, ich kann mich ausprobieren in der Vielfalt der Figuren in den Geschichten. Ein toller Beruf: Mensch sein lernen, was immer das auch heißen mag....







Hunger ist unappetitlich

von Sarah Caroline Jakobsohn

Ich adaptiere meine Bedürfnisse, um meine Würde zu bewahren. Hunger ist entwürdigend. Hungern will ich nicht und deshalb lerne ich, schnell satt zu werden – mich satt zu sehen an anderer Leute Überfluss. So brauche ich wenig und mache tatsächlich aus der Not eine Tugend. Stolz aber bin ich nicht darauf. Das fehlte noch. Ihr werdet mich nicht bettel sehen. Lieber gewöhne ich mir das Essen ab!

Jeder muss „seine Speise finden“, um seinen ganz persönlichen Hunger stillen zu können. Das ist ein lebendiger Hunger, ein gesunder Hunger. Er kann inspirieren, in Bewegung halten, neugierig machen, und ist eigentlich gar kein echter Hunger, sondern vielmehr Appetit. Appetit ist lustvoll, er ist ein Verlangen nach Genuss.

Wer keinen Appetit mehr hat, dessen Leben ist „geschmacklos“ geworden. Es reizt ihn nichts mehr, es begeistert ihn nichts mehr, es lockt ihn nichts mehr und er kostet nichts mehr. Er wird zum Kostverächter. Er kaut lustlos auf Beliebigkeit herum und seine Tage verlieren an Würze, seine Gedanken werden stumpf.

Kunst ist ein Appetitanreger. Sie will in Bewegung versetzen, Unruhe stiften, Interesse erregen, beleben.

Eigentlich ist Hunger eine vollkommen gesunde Reaktion des Körpers – ein Lebenszeichen, wer keinen Hunger mehr hat, ist bald tot! Das ist die gute Nachricht: wer Hunger verspürt, der lebt noch!

Wenn aber der Hunger niemals aufhört, wenn er nie gestillt wird, dann werden die Lebenszeichen bald schwächer und das ist die schlechte Nachricht: Hunger lässt nicht leben! Er zeichnet den Hungernden, er zeigt sich im Blick – er verändert das Blicken, das Blicken wird zum Starren, das Starren führt zum Erstarren. Und das hat dann wirklich nichts mehr mit Kunst zu tun.

Echter Hunger erstickt Kreativität.

Wonach hungert der Künstler? Was ist die Kunst des Hungernden? Gibt es satte Künstler? Ist der satte Künstler ein Skandal? Darf es ihn geben? Kann man vom Künstler seinen Hunger einfordern? Ist seine Opferbereitschaft nicht Teil seiner Kunst – sein Idealismus, sein Fatalismus – sein sogenanntes „Nicht-Anders-Können“? Muss er nicht „berufen“ sein? Ist ein Künstler, der auch anders kann, noch Künstler? Vertragen sich Pragmatismus und Kunst? Welche Kompromisse darf der Künstler eingehen? Ab wann wird aus dem Künstler ein „Hobby-Künstler“? Und warum soll es so schlimm sein, wenn der Künstler Hunger hat? War es je anders? Ist es nicht vielmehr so, dass Kunst – welche Kunst auch immer – mit Prekariat einhergeht? Ausnahmen nur die Regel bestätigen? Künstler, die erst nach ihrem Tod den ersehnten Ruhm gezollt bekommen, deren Werke nicht von ihren Zeitgenossen, wohl aber von künftigen Generationen verstanden und gewürdigt werden? (Abgesehen davon, dass das im Falle des Schauspielers natürlich schwierig wird.)

Künstler sind wichtig – missen wollen wir sie nicht – denn sie leben uns etwas vor, was die wenigsten zu leisten bereit sind – sie gehen Risiken ein, die wir nicht eingehen würden, die wir aus ästhetischer Perspektive aber durchaus zu schätzen wissen. Sie leben uns Intensität und Kompromisslosigkeit vor, sie stehen für ein gesellschaftlich durchaus nicht unerwünschtes Über-die-Stränge-Schlagen. Langweilig wäre es ohne die Kunst. Wir würden den Appetit verlieren mit der Zeit. Das Leben würde geschmacklos werden ohne sie. Wer sich abgearbeitet hat in einem „normalen“ Beruf und es zu Wohlstand und Ansehen gebracht hat, der schmückt sich gern mit Kunst: er lernt Künstler persönlich kennen, ist mit ihnen per Du, wird Fördermitglied des Burgtheaters! Angesehene Künstler sind gut fürs Prestige – nun aber wird es paradox: denn angesehen ist ein Künstler, wenn er nicht mehr hungert. Wenn er der romantischen Illusion der Hungerkunst schon längst entronnen ist. Nur der Poet, durch dessen Decke es schon längst nicht mehr tropft, eignet sich als Prestigeobjekt – denn ansonsten wird es peinlich. Nur ein Künstler, der keiner milden Gaben mehr bedarf, weil sein Marktwert als gesichert gilt, kann ungeniert gefördert werden. Mit dem Mangel anderer in Berührung zu kommen ist immer unappetitlich. Wer etwas will, der muss seinen Antrag appetitlich verpacken, mit Humor würzen und charmant vortragen. Wer Geld BRAUCHT, sollte tunlichst so tun als sei dem NICHT so. Die Verpackung muss passen – sonst vergeht der Appetit.

Anstand und Geld beißen sich. Das Unappetitliche will niemand serviert bekommen. Und Armut stinkt. Armut verkauft sich nicht gut. Sie ziert nicht, es sei denn es handelt sich um Spitzwegs armen Poeten. Mit tropfendem Dach und langer Nachtmütze. Romantisch wie er daliegt, in seinem Dachstübchen, in Gedanken ganz bei seiner Kunst... Dann inspiriert sie, die Armut, dann ist sie fast schon schön. Dann beflügelt sie die Fantasie. So wollen wir unsere Künstler: leidenschaftlich und ausgehungert – nach Kunst natürlich. Die Poesie dieses Prototyps darf auf keinen Fall getrübt werden durch prosaische Alltagsfragen.

Muss er Miete zahlen, unser armer Poet? Hat er eine Krankenversicherung? Wer stopft seine löchrigen Socken? Kann er sein Gewand auch manchmal wechseln, oder hat er nur das eine? Kann er eine Familie erhalten?

Gehen wir nicht zu sehr ins Detail – dann fängt das Ganze nämlich schnell an zu stinken. Und das soll ja nicht sein: Leicht muss sie aussehen, die Kunst – die Leichtigkeit des Seins, das Schweben eine Handbreit über dem Bühnenboden. Dafür wird gezahlt – für die Verzauberung, die Illusion, das Lustspiel, die gute Unterhaltung, den ästhetischen Genuss. Oder?

Kitsch ist gefährlich! Kitsch gefährdet die Menschlichkeit. Die Wirklichkeit zu verkitschen, bedeutet, ihr ihren Wahrheitsgehalt abzusprechen und ihre Härte zu verleugnen. Kitsch und Zynismus liegen nah beieinander. Einen Notleidenden dazu aufzufordern, aus seiner Not eine Tugend zu machen, ist zynisch. Notleidenden Menschen Tugendhaftigkeit zu unterstellen, ist Verkitschung. Beides ist geschmacklos, beides schließt echtes Mitgefühl, das einen nüchternen Blick voraussetzt, aus.

„Sentimentalität ist ein der Brutalität aufgesetzter Überbau“, schreibt C. G. Jung – sie erleichtert das Taubstellen und Blindwerden, sie erleichtert die Bewältigung – Überwältigung? – der Realität ungemein, die verzerrt die Wirklichkeit. Dafür danken wir der Kunst, für die Stunden, in denen die Welt in ein anderes Licht getaucht wird und nicht mehr belästigt mit Fragen und Unbehagen, Existenzängsten, Verpflichtungen, Kränkungen – Herausforderungen. Oder?

Wir haben gelernt vieles hinzunehmen. Es ist schwer geworden, Aufregung zu stiften. Das normale Leben ist so anstrengend geworden, dass kaum noch Kraft übrigbleibt, um sich für die Belange anderer einzusetzen. Wir haben uns an das Prekariat gewöhnt und hinterfragen es kaum noch. Wer hat heutzutage schon noch eine gesicherte Existenz? Darf man so eine Existenz überhaupt noch wünschen, gar einfordern? Ist das nicht ein Eingeständnis von Schwäche? „Ihr wollt es euch gemütlich machen? Ein Ruhekissen?“ Wir müssen uns doch weiterentwickeln, neu entdecken, unsere Potenziale ausschöpfen, in Bewegung bleiben. Oder?

Was hat das mit unserem Hungerkünstler zu tun?

Er ist ein Beispiel – mehr nicht – ein Beispiel, dass uns aus naheliegenden Gründen sehr am Herzen liegt, aber doch nur ein Beispiel. Am langen Arm verhungern lassen – das bedeutet, jemandem durch Nichtstun Schaden zuzufügen. Nichts tun, das ist auch die Abwesenheit von Empörung über gute Gründe, empört zu sein.

Wer wirklich hungert, der kann keinen Genuss mehr empfinden beim Essen – der schmeckt nichts mehr, sondern schluckt, er giert und schlingt. Wer so isst, der verdirbt anderen den Appetit. Der sollte besser alleine essen – nicht vor aller Augen in sich hineinfressen. Das Mangelwesen in uns sollte tunlichst dezent und wohlgekleidet daherkommen.

Ist es anständig, Menschen Hunger leiden zu lassen? Darauf ist die Antwort ganz einfach: nein, ist es nicht. Hunger ist kein Spaß und Hungernlassen kein Kavaliersdelikt.

Der Künstler ist ein gutes Beispiel für diese Problematik, weil sein Hunger akzeptabel ist. Kaum jemand regt sich darüber auf, denn man weiß ja, dass die meiste Kunst brotlos ist. Aber ist Armut tatsächlich ein „akzeptabler“ Preis für die sogenannte „Freiheit“ eines Künstlerlebens?

Eine Wohlstandsgesellschaft, in der sich der Hunger breitmacht, stellt sich selbst ein Armutszeugnis aus. Wer Hungerlöhne zahlt oder am ausgestreckten Arm verhungern lässt, macht sich schuldig.

Wenn Menschen hier und heute noch existenziellen Nöten ausgesetzt sind, dann läuft einiges falsch. Aber das wissen wir ja eh. Oder?

Sarah Caroline Jakobsohn, ab 2007 Studium der Philosophie, der Internationalen Entwicklung und der Theaterwissenschaften in Wien. Regiehospitanzen u.A. am Theater in der Josefstadt und am Burgtheater Wien. Redaktions- und Lektoratstätigkeiten.



Besonderer Dank

an Gerald Greifeneder, Beate Meini-Reisinger und Nagy Vilmos